

Neue Zürcher Zeitung

Streit um Denkmäler und Inschriften: «Eure Vergangenheit ist genauso kolonial wie meine»

Debjani Bhattacharyya ist die erste Zürcher Geschichtsprofessorin aus dem globalen Süden. Sie plädiert für einen Perspektivenwechsel.

Giorgio Scherrer

30.03.2023, 05.00 Uhr



Eine historische Ernennung: Debjani Bhattacharyya glaubt, dass Zürich spät dran ist mit der Diskussion über seine Vergangenheit.

Karin Hofer / NZZ

Beim Thema Kolonialismus denkt die Historikerin Debjani Bhattacharyya nicht an Statuen, die fallen, oder an Häusernamen, die abgedeckt werden. Sie denkt

auch nicht an britische Soldaten mit Tropenhüten, die gewaltsam ihr Geburtsland Indien eroberten.

Nein, beim Thema Kolonialismus denkt Bhattacharyya an Sümpfe.

Das mag damit zusammenhängen, dass sie selbst aus einer Stadt stammt, die von Kolonialisten in ein sumpfiges Delta gebaut wurde: Kalkutta an der Küste des Indischen Ozeans.

Es hat aber auch damit zu tun, dass Bhattacharyya eine grundlegend andere Sicht auf das Thema hat als jene Stadt, die seit kurzem ihre Heimat ist: Zürich an der beschaulichen Limmat.

Bhattacharyya – 43, elegant und höflich, eine Freundin offener Türen und starken Filterkaffees – ist die erste Historikerin aus dem globalen Süden, die in Zürich einen Lehrstuhl innehat.

Vergangenes Jahr trat sie die Nachfolge von Philipp Sarasin an der Fachstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an. Ihre Berufung war eine historische Wahl – und ein Zeichen für die internationale Öffnung eines Uni-Instituts, in dem bis vor zwanzig Jahren noch sämtliche Professoren Männer aus dem deutschen Sprachraum waren.

Ohne es zu wissen, ist Bhattacharyya nun in einer Stadt gelandet, die mitten in einer Kolonialismusdebatte steckt. Dabei geht es um den Umgang mit Spuren einer unrühmlichen Vergangenheit – Profite aus dem Sklavenhandel, Südseeplantagen, Handel mit sogenannten Kolonialprodukten. Auch einige Altstadthäuser mit dem Wort «Mohr» im Namen sorgen in diesen Tagen wieder für Kontroversen.

Worum es in der Diskussion weniger geht: den Kolonialismus, wie ihn

Bhattacharyya versteht. Also etwas, das nicht nur Vergangenheit ist, sondern sich bis in die Gegenwart erstreckt. Und das nicht nur unterdrückte Menschen in fernen Ländern betrifft.

«Ob es uns gefällt oder nicht: Wir sind alle Produkte einer kolonialen Welt», sagt Bhattacharyya. «Und dieses Erbe ist auch in unserer modernen Welt noch sehr lebendig.»

Was uns wieder zu den Sümpfen bringt, die für die junge Debjani Bhattacharyya einst eine Lektion darstellten, von der heute auch Zürich profitieren könnte.

Die Stadt im Sumpf

Bhattacharyya wuchs in Kalkuttas trockenem Zentrum auf, in privilegierter Wohnlage. Erst ihre Freiwilligenarbeit mit den Obdachlosen der Stadt brachte sie hinaus in die Stadtviertel der weniger Privilegierten. Jener, die entlang den Abwasserkanälen im Osten und dem verschmutzten Stadtfluss im Westen leben. Von Feuchtigkeit, Krankheit und Überflutungsfahr geplagt.

Warum, begann sie sich da zu fragen, wohnen die Ärmeren in prekärer Lage am Wasser? Und warum baut man überhaupt eine Stadt mitten in einen Sumpf?

Die Antworten darauf führten Bhattacharyya – unterdessen eine junge Erwachsene und eigentlich Literaturstudentin – zurück in die Geschichte. Kalkutta, so lernte sie, war einst vor allem als Brücke gedacht – zwischen dem Land, in dem Ressourcen geplündert wurden, und den Dampfschiffen, die sie von der Kolonie aus nach Europa bringen sollten.

Delta-Siedlungen wie Kalkutta waren nicht auf langfristiges Überdauern, sondern auf kurzfristigen Profit ausgerichtet.

«Nur eine Kolonialmacht kann eine solche Stadt konzipieren», sagt Bhattacharyya.

Der Graben zwischen privilegierten und prekären Wohngebieten spalte das moderne Kalkutta bis zum heutigen Tag. Ebenso dessen Lage im Delta: «Schauen Sie sich die Städte an, die wegen des Klimawandels weltweit durch Überflutung gefährdet sind – Kalkutta, New Orleans, Mumbai, Lagos. Das sind alles koloniale Städte!»

Das ist die Lektion, die Bhattacharyya von den Sümpfen lernte: Die interessantesten Spuren des Kolonialismus liegen nicht in den gut sichtbaren historischen Monumenten jener Zeit, sondern in ihren oft versteckten Auswirkungen aufs Heute.

Die Vorteile des Zuspätkommens

Fragt man die Professorin danach, wie Zürich nun mit seinem kolonialen Erbe – mit seinen Statuen, Inschriften und «belasteten Orten» – umgehen solle, antwortet sie mit einem konkreten Beispiel.

Vor ein paar Jahren – da war Bhattacharyya schon Professorin in den USA – besuchte sie die Universität in Austin, Texas. Vor dem Gebäude sah sie in einem Wäldchen Podeste mit Statuen, von denen meist nur die Füße gut erkennbar waren. Es waren Monumente für die Helden der sezeptionistischen Südstaaten. «Man hatte sich dazu entschieden, sie stehen, aber die Bäume um sie herum wuchern zu lassen, bis man sie kaum mehr erkannte.»

Auch in Indien seien Statuen von britischen Kolonialisten oftmals nicht einfach geschleift, sondern umplatziert oder umgedeutet worden. In Delhi gibt es einen ganzen Park, in dem Hunderte solcher Statuen abgeladen wurden und dort heute noch vor sich hin bröckeln. In Kalkutta wurde ein Monument für Königin Viktoria kurzerhand zu einem für die Fruchtbarkeitsgöttin Amma

uminterpretiert.

«Es gibt einen dritten Weg zwischen Entfernen und Stehenlassen», sagt Bhattacharyya. Wichtiger als die Frage, ob man Überreste der Kolonialzeit entfernt oder nicht, ist für sie die Frage, wie man im öffentlichen Raum an diese Zeit erinnert.

«Wer geehrt wird, das wurde früher nicht durch einen demokratischen Prozess bestimmt. Es war eine Frage von Einfluss, Macht und Geld», sagt sie. «Heute haben wir die Chance, es anders zu machen.»

Entsprechend will Bhattacharyya auch ihrer neuen Heimat Zürich nicht vorgeben, wie sie mit umstrittenen Statuen und Wandbildern umgehen soll. Nur so viel sagt sie: «Dass endlich über Kolonialismus diskutiert und gemeinsam über den Umgang damit entschieden wird, ist fast wichtiger als das, was am Ende dabei herauskommt.»

Zürich sei im Vergleich mit anderen Städten spät dran mit dieser Aufarbeitung. Auch die kolonialen Verwicklungen der Schweiz seien in der internationalen Forschung bisher höchstens ein Randthema gewesen.

«Aber es hat Vorteile, wenn man spät dran ist», sagt Bhattacharyya. «Dann kann man es gleich richtig machen.»

Die Zwiespältigkeit des kolonialen Erbes

Die Frage nach dem richtigen Umgang mit dem kolonialen Erbe begleitet Debjani Bhattacharyya, seit sie ein Kind war. Sie wurde 1980 in ein Indien geboren, das vom jahrzehntelangen Versuch geprägt war, dieses Erbe hinter sich zu lassen – und ihm doch nicht entfliehen konnte.

Sie wuchs in einer kommunistischen Familie auf, als sogenanntes «red diaper baby» – ein Kind mit roten Windeln. Als solches wurde sie früh auf Antiimperialismus eingeschworen, wurde zu entsprechenden Theateraufführungen mitgenommen. «Ich dachte lange, dass Bertolt Brecht aus Indien kam», sagt sie, «so oft sahen wir seine Stücke.»

Gleichzeitig ging Bhattacharyya jedoch zu irischen Missionaren in die Schule – weil die Bildung dort am besten war. Bis heute, sagt sie bedauernd, spreche sie besser Englisch als Bengalisch.

Bhattacharyyas Familie war Teil einer aufstrebenden Mittelklasse – ihr Vater war Ingenieur, ihre Mutter Lehrerin. Gleichzeitig waren viele ihrer Vorfahren Flüchtlinge, die in den Unruhen ihr Hab und Gut verloren hatten, die ausgebrochen waren, nachdem Indien 1947 seine Unabhängigkeit erreicht hatte.

«Das Ende der Kolonialherrschaft war auch nach Jahrzehnten noch wahnsinnig wichtig für das indische Selbstverständnis», erinnert sich Bhattacharyya. «Gleichzeitig wurde komplett ignoriert, wie stark das Land immer noch von den Wunden dieser Zeit geprägt war.»

Die Dekolonisierung erlebte sie nicht als Triumph oder Befreiung, sondern als zwiespältigen Prozess.

Und als einen, der politisch instrumentalisiert wurde. Etwa als auf Druck von Hindu-Nationalisten Bombay in Mumbai umbenannt wurde. «Sie wollten statt eines kosmopolitischen einen möglichst hinduistisch geprägten Namen», sagt sie. «Obwohl das der vielfältigen Identität der Stadt nicht gerecht wurde.»

Früh habe sie deshalb realisiert: «Es zählt nicht nur, dass, sondern *wie* man sich von seiner kolonialen Vergangenheit zu befreien versucht.»

Die postkoloniale Welt

Spät, aber gründlich: So versucht Zürich gerade, sich seiner belasteten Vergangenheit zu stellen. Eben erst ist ein Bericht zur Herkunft von Häusernamen erschienen, welche die Stadt Zürich als rassistisch einstuft und deshalb abdecken will. Davor wurden bereits sämtliche Denkmäler der Stadt einer Prüfung unterzogen. Untersucht wurden auch die Profite aus der Sklaverei, welche die Familie Escher und andere Zürcher Grossbürger im 19. Jahrhundert erzielten.

Dazu kommen eine Reihe von politischen Vorstössen und eine Ausstellung zum Thema im Stadthaus. Zürich, so der Grundtenor, war eine koloniale Stadt und muss sich das endlich eingestehen.

Wenn auch ein Land ohne Kolonien kolonialistisch war, wenn auch indirekte Beteiligung zu Kolonialismus wird, besteht da womöglich die Gefahr, dass der Kolonialismusbegriff irgendwann verwässert wird?

«Eine berechtigte und schwierige Frage», sagt Bhattacharyya. «Aber die Antwort lautet Nein.»

Kolonialismus sei eben nicht nur die Eroberung eines fernen Landes durch eine europäische Armee, auch wenn viele immer noch genau dieses Bild davon im Kopf hätten.

«Es geht um mehr als Männer in Tropenhelmen, die in Afrika oder Asien einmarschierten», sagt Bhattacharyya. «Es geht um ein ganzes System aus wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kräften, mit deren Hilfe eine Weltgend eine andere ausgebeutet hat.»

Dieses System habe dabei nicht nur die eroberten Länder betroffen. «Der Kolonialismus hat das ganze globale Wirtschaftssystem verändert und unsere kulturellen Vorstellungen – etwa von <Rasse> oder <Zivilisation> – geprägt.»

Diese Veränderungen, so Bhattacharyya, hätten nach dem offiziellen Ende der kolonialen Ära weiterbestanden. Und ihre Auswirkungen seien auch nicht nur in ehemaligen Kolonien zu spüren. «Ohne Kolonialismus käme unser Essen nicht aus Südamerika, unser Laptop nicht aus China und wären wir nicht derart auf billige Rohstoffe aus Afrika angewiesen.»

Spuren einer kolonial geprägten Gegenwart sieht Bhattacharyya selbst im Kleinen, Harmlosen. Etwa wenn sie in Zürich über den Weihnachtsmarkt geht: «All die Gewürze in den Weihnachtstees und Weihnachtsgebäcken – die kamen einst als Luxusgüter hierher und blieben Teil der hiesigen Küche.»

Man merkt: Lieber als nur über Statuen und Inschriften zu diskutieren, wäre es der Zürcher Geschichtsprofessorin, wenn ihre neue Heimat auch den weniger offensichtlichen Spuren des Kolonialismus nachgehen würde. Jenen, die – ähnlich der Lage in einem sumpfigen Delta im Fall Kalkuttas – ihr Schicksal bis heute mitprägen.

«Eure Vergangenheit ist genauso kolonial wie meine», sagt Bhattacharyya. «Wir leben alle in einer postkolonialen Welt. Niemand kann ihr entfliehen.»

Passend zum Artikel



Von Sklavenbesitzern bis zum «kleinen Mohren»: Ist Zürich eine koloniale Stadt?

19.01.2023



INTERVIEW

Streit um Denkmäler in Zürich: «Die Empörungsbereitschaft ist sehr hoch. An diesen Monumenten werden gesellschaftliche Konflikte ausgetragen, eine Art Stellvertreterkrieg»

02.05.2022



KOMMENTAR

Die Zürcher Denkmäler müssen nicht abgerissen werden – man sollte sie aber in neuem Licht betrachten

20.12.2020





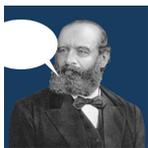
Kampf gegen den Lehrermangel: Silvia Steiner will das Unterrichten attraktiver machen – doch ihr Vorschlag polarisiert

30.03.2023



Noch nie hat der Kanton Zürich so viel Geld für ein Gebäude ausgegeben – und streitet sich doch über ein Detail

27.03.2023



INTERVIEW

Dieses Interview mit Alfred Escher ist frei erfunden. Aber gefährlich nahe an der Wahrheit

24.03.2023



Wut, Nostalgie und der Mittelfinger eines Bankers: Zürich, einen Tag nach dem Ende der Credit Suisse

Thema Kolonialismus >



«Ich bin bereit zu sterben» – Herr Widmer ist todkrank und möchte in Ruhe gehen. Lässt man ihn auch?

20.03.2023





GASTKOMMENTAR

Der globale Süden ist die Kolonisatoren losgeworden und nagt doch noch immer an den Folgen des Kolonialismus – trotzdem gibt es unabhängig davon Missstände, die man von aussen anprangern können muss

17.03.2023



Held oder Kolonialist? Ein Gemälde über Leiv Eiriksson löst in Norwegen einen Streit aus

10.03.2023





Der Postkolonialismus verirrt sich in bizarre Debatten – welche Auswege bieten afrikanische Intellektuelle und die vergessene Schweizer Kolonialgeschichte?

17.02.2023



Für Sie empfohlen >



Die hartnäckige Sonderbehandlung Israels in Deutschland: Wie



Judith Hermann legt sich auf die Couch der literarischen Öffentlichkeit und schreibt über ihre Kindheit und ihre Familie

03.04.2023



Andri Silberschmidt erhielt von Jacqueline Badran ein Versprechen – jetzt hält sie es ein

03.04.2023



Coca-Cola ist eines der erfolgreichsten Produkte der Welt. Nicht zuletzt, weil der Konzern gern Legenden darum strickt

03.04.2023





Die erfolgreiche SRF-Serie versucht sich im Kinoformat: Doch «Der Bestatter» bestattet sich dabei eher selbst, als eine Auferstehung zu feiern

03.04.2023



Sie hat die Doppelmoral der Corona-Politik entlarvt und gibt Politiker wie David Cameron der Lächerlichkeit preis. Isabel Oakeshott gehört zu den gefürchtetsten Journalistinnen Grossbritanniens. Aber ihre Methoden sind oft zweifelhaft

03.04.2023



«Netto null bedeutet nicht völlig null», sagt der Forscher. Zürich überprüft neuerdings, wie es seine hochgesteckten Klimaziele erreichen soll

03.04.2023



GASTKOMMENTAR

Der Fluch von «Basel» oder die unvermeidlichen Folgen einer fehlgeleiteten Bankenregulierung

03.04.2023



GASTKOMMENTAR

Israel und der Fluch des historischen Bewusstseins

03.04.2023



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung,
Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne
vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.